

## Das V Gespräch.

(Der dritte Tag.)

Mademoiselle Gut.

Sie kommen heute sehr zeitig, meine lieben Fräulein; wir sind nur den Augenblick erst von Tische aufgestanden.

Fräul. Geisreich.

Meine liebe Gut, ich habe mit diesen Fräulein gegessen; und wir haben eine so große Begierde gehabt, Sie zu besuchen, daß wir nur eine halbe Viertelstunde bey Tische geblieben.

Madem. Gut.

Ich werde also auf Sie schmählen, meine lieben Kinder. Nichts ist der Gesundheit mehr zuwider, als wenn man gar zu geschwind ist. Damit ich Sie dafür bestrafe, so wollen wir nichts hersagen, ehe wir Thee getrunken, sondern wir wollen in den Garten spazieren gehen.

Fräul. Maria.

Ich mag zwar sehr gern spazieren gehen: aber ich mag doch noch lieber die Historien hören. Meine liebe Gut, vergeben Sie es uns dieses Mal; ich schwöre es Ihnen auf mein Gewissen, ich habe es nicht gewußt, daß es unrecht sey, wenn man gar zu geschwind ist.

Madem. Gut.

Und es ist auch unrecht, daß Sie auf Ihr Gewissen schwören; thun Sie es ein ander Mal nicht mehr. Ich will Sie jeho das nicht wiederholen lassen, was Sie gelernt haben, meine Fräulein; weil ich befürchte, es möchte Ihnen schaden, wenn man Sie gleich nach Tische anstrengete.

Fräul.

Fräul. Charlotte.

Nun wohl, meine liebe Gut, wir wollen nichts hersagen: Sie werden uns aber etwas sagen. Sie haben uns ein hübsches Märchen versprochen; wird es uns auch zu sehr angreifen, wenn wir es anhören?

Madem. Gut.

Ich sehe wohl, man muß thun, was Sie haben wollen, meine Fräulein. Wenn Sie fromme Kinder sind, so habe ich nicht das Herz, Ihnen etwas abzuschlagen. Kommen Sie denn, wir wollen uns in den Garten setzen; und ich will Ihnen das Märchen erzählen, welches ich Ihnen das letzte Mal versprochen habe.

Die Schöne, und das Thier.

Ein Märchen.

Es war einmal ein Kaufmann, der überaus reich war. Er hatte sechs Kinder, drey Söhne, und drey Töchter; und weil dieser Kaufmann ein vernünftiger Mann war, so sparte er seine Kosten zu der Erziehung seiner Kinder; und hielt ihnen alleley Lehrmeister. Seine Töchter waren sehr schön; vornehmlich aber wurde die jüngste bewundert, und man hieß sie nur, als sie klein war, das schöne Kind. Diesen Namen behielt sie; und das erregete bey ihren Schwestern viel Eifersucht.

Diese jüngste, welche schöner war, als ihre Schwestern, war auch besser, als sie. Die beyden ältesten besaßen viel Hochmuth, weil sie reich waren. Sie spielten die vornehmen Frauen, und wollten die Besuche der andern Kaufmannstöchter nicht annehmen. Sie mußten Standespersonen zu ihrer Gesellschaft haben. Sie gingen alle Tage auf den Ball, in die

Komö-

Komödie, in die Gärten spazieren, und hielten sich über ihre jüngste Schwester auf, welche den größten Theil ihrer Zeit auf das Lesen guter Bücher wandte. Weil man wußte, daß diese Mägden sehr reich waren, so hielten viele große Kaufleute um sie zur Ehe an. Die beyden ältesten aber antworteten, sie wollten sich nicht verheurathen, wofern sie nicht einen Grafen, oder wenigstens einen Baron, fänden. Die Schöne, (denn ich habe Ihnen schon gesaget, daß die jüngste diesen Namen führete,) die Schöne, sage ich, dankete denjenigen sehr höflich, die sie heurathen wollten: sie sagete aber zu ihnen, sie wäre noch gar zu jung, und wünschete, ihrem Vater noch einige Jahre Gesellschaft zu leisten.

Auf einmal kam der Kaufmann um sein Vermögen; und er behielt nichts übrig, als ein kleines Landgut, sehr weit von der Stadt. Er sagete mit Weinen zu seinen Kindern, sie müßten auf dieses Gut ziehen, und sie könnten daselbst leben, wenn sie wie die Bauern arbeiteten. Seine beyden ältesten Töchter antworteten: sie wollten die Stadt nicht verlassen; sie hätten viele Liebhaber, die noch gar zu glücklich seyn würden, wenn sie sie heuratheten, ob sie gleich kein Vermögen mehr hätten. Die guten Jungfern betrogen sich. Ihre Liebhaber wollten sie nicht mehr ansehen, da sie arm waren.

Weil Ihnen niemand, wegen ihres Stolzes, gut war, so sagete man: „Sie verdienen nicht, daß man sie beklaget; es ist uns sehr lieb, daß man ihren Hochmuth gedemüthiget sieht; sie mögen nun hingehen, und die vornehme Frau spielen, wenn sie die Schafe hüten.“ Zu gleicher Zeit aber sagete jedermann: „Was die Schöne betrifft, so geht uns ihr

Unglück sehr nahe; sie ist ein gutes Mägdchen. Sie sprach mit den armen Leuten sehr gütig; sie war sehr dankbar, sehr höflich.“ Es befanden sich so gar viele Edelleute, die sie heurathen wollten, ob sie gleich keinen Dreyer hatte. Sie sagete aber zu ihnen, sie könnte sich nicht entschließen, ihren armen Vater in seinem Unglücke zu verlassen, und sie wollte ihm auf das Land folgen, damit sie ihn tröstete, und ihm arbeitsen hülfte.

Die arme Schöne war anfänglich sehr niedergeschlagen darüber gewesen, daß sie ihr Vermögen verloren: sie hatte aber zu sich selbst gesaget: „Wenn ich auch noch so sehr weine, so wird mir das doch nicht mein Gut wieder schaffen. Man muß sich bemühen, ohne Vermögen glücklich zu seyn.“ Als sie auf ihrem Landgute angekommen waren, so beschäftigten sich der Kaufmann und seine drey Söhne, das Feld zu bauen. Die Schöne stund des Morgens um vier Uhr auf, und eilte, das Haus rein zu machen, und die Mittagessmahlzeit für die Familie zu bereiten. Es wurde ihr Anfangs sehr sauer; denn sie war nicht gewohnt, wie eine Magd zu arbeiten. Nach Verlaufe zweener Monate aber wurde sie stärker; und die Arbeit gab ihr eine vollkommene Gesundheit. Wenn sie ihre Arbeit gethan hatte, so las sie, spielte auf dem Claviere, oder sang auch wohl beym Spinnen.

Ihre beyden Schwestern hingegen hätten vor langer Weile fast sterben mögen. Sie stunden des Morgens um zehn Uhr auf, giengen den ganzen Tag spazieren und vertrieben sich die Zeit damit, daß sie ihre schönen Kleider und ihre Gesellschaften bedaureten. Man sehe nur unsere jüngere Schwester, sageten sie zu einander; sie hat eine niederträchtige Seele, und

„Ist so dünn, daß sie mit ihrem unglücklichen Zustand zufrieden ist.“

Der wackere Kaufmann dachte nicht so, wie seine Töchter. Er wußte, daß die Schöne viel geschickter wäre, als ihre Schwestern, sich in Gesellschaften zu zeigen. Er bewunderte die Tugend dieser jungen Tochter und vornehmlich ihre Geduld. Denn ihre Schwestern ließen sie nicht bloß alle Hausarbeit ganz allein verrichten, sondern schalteten sie auch noch alle Augenblicke.

Diese Familie hatte nun ein Jahr in der Einsamkeit gelebet, als der Kaufmann Briefe erhielt, worinnen man ihm meldete, es wäre ein Schiff, worauf er Waaren gehabt, glücklich angekommen. Diese Zeitung hätte seinen beyden ältesten Töchtern den Kopf fast verwirrt gemacht, welche gedachten, sie würden endlich das Land verlassen können, wo ihnen Zeit und Weile so lang würden. Als sie ihren Vater zur Abreise fertig sahen, so bathen sie ihn, er möchte ihnen Röcke, Palatinen, Kopfzeuge und allerhand Kleinigkeiten mitbringen. Die Schöne ersuchete ihn um nichts. Denn sie dachte bey sich selbst, alles Geld für die Waaren würde nicht zureichen, das zu kaufen, was ihre Schwestern wünschet.

„Du bittest mich nicht, daß ich dir etwas kaufen soll: sagete ihr Vater zu ihr. — Weil Sie die Gürtigkeit haben, und an mich denken wollen, antwortete sie ihm, so bitte ich Sie, bringen Sie mir eine Rose mit; denn hier wachsen keine.“ Die Schöne fragete eben nicht viel nach einer Rose: sie wollte aber nicht durch ihr Beyspiel die Aufführung ihrer Schwestern verdammen, welche gesaget haben würden, es geschähe nur bloß, sich von ihnen zu unterscheiden, daß sie nichts verlangete.

Der

Der wackere Mann reisete ab. Als er aber angekommen war, so fieng man mit ihm einen Proceß wegen seiner Waaren an; und nachdem er viele Mühe gehabt hatte, so reisete er eben so arm wieder zurück, als er vorher war. Er hatte nicht über dreyßig Meilen nach Hause; und er freuete sich schon über das Vergnügen, seine Kinder wieder zu sehen. Weil er aber durch ein großes Holz mußte, ehe er nach Hause kommen konnte, so verirrete er sich darinnen. Es schneyete eintzelliglich. Der Wind war so stark, daß er ihn zweymal vom Pferde warf: und da ihn die Nacht überfallen hätte, so dachte er, er würde vor Hunger oder Kälte sterben, oder von den Wölfen gefressen werden, die er rund um sich herum heulen hörte.

Auf einmal erblickete er, da er umher sah, an dem Ende einer großen Allee von Bäumen ein starkes Licht, welches sehr weit entfernt zu seyn schien. Er ritt nach der Seite zu, und sah, daß dieses Licht aus einem großen Pallaste kam, welcher ganz erleuchtet war. Der Kaufmann dankete Gott für den Beystand, den er ihm schickete, und eilte, daß er nach diesem Schlosse käme. Es nahm ihn aber sehr Wunder, daß er keinen Menschen in den Höfen desselben fand. Sein Pferd, welches ihm folgte, sah einen großen Stall offen, und gieng hinein. Weil es daselbst Haber und Heu fand, so fiel das arme Thier, welches vor Hunger fast gestorben war, mit vieler Stierigkeit darüber her. Der Kaufmann band es in dem Stalle an, und gieng in das Haus, wo er keinen Menschen sah. Als er aber in einen großen Saal kam, so traf er daselbst ein gutes Feuer und eine mit Speisen besetzte Tafel an, die nur für eine Person gedecket war.

Magaz. I Theil.

D

Weil

Weil der Regen und der Schnee ihn bis auf die Knochen durchnässet hatten, so trat er zu dem Feuer, damit er sich trocknete, und sagte bey sich selbst, der Herr des Hauses oder seine Bedienten werden mir die Freyheit verzeihen, die ich mir nehme, und ohne Zweifel werden sie bald kommen. Er wartete eine ziemliche Zeitlang. Nachdem es aber eilte geschlagen hatte, ohne daß er jemand sah, so konnte er dem Hunger nicht widerstehen, und nahm ein junges Huhn, welches er auf zween Bissen und mit Zittern verzehrte. Er trank auch einige Gläser Wein; und da er dadurch kühner geworden war, so gieng er aus dem Saale und durch viele große ausmeublirte Gemächer. Endlich fand er ein Zimmer, worinnen ein gutes Bett stand; und weil Mitternacht schon vorbey und er müde war, so hielt er es für das Beste, daß er die Thüre zuschloß und sich nieder legete.

Es war des Morgens um zehn Uhr, als er den andern Tag aufstund; und er wunderte sich sehr, daß er ein sehr sauberes Kleid anstatt des Seinigen antraf, welches ganz verderbt war. „Ganz gewiß gebietet dieser Pallast, sagte er bey sich selbst, einer guten Feyer zu, welche mit meinem Zustande Erbarmen hat.“ Er sah aus dem Fenster und sah keinen Schnee mehr, sondern Lauben von Blumen, die das Gesicht bezauberten.

Er trat in den großen Saal, wo er den Abend gegessen hatte, und sah einen kleinen Tisch, worauf Chocolade stand. „Ich danke Ihnen, gnädige Frau Feyer,“ sagte er ganz laut, daß Sie die Gürtigkeit gehabt, und an mein Frühstück gedacht haben.“

Nachdem der wackere Mann seine Chocolade zu sich genommen, so gieng er hinaus, und wollte sein Pferd

suchen.

suchen. Weil er nun unter einer Laube von Rosen weggienge, so erinnerte er sich, daß ihn die Schöne um eine Rose ersuchet hatte, und brach einen Zweig ab, woran ihrer viele saßen. In eben der Zeit hörte er ein großes Geräusch, und sah ein so entsetzliches Thier auf sich zukommen, daß er beynah in Ohnmacht gefallen wäre. „Du bist sehr undankbar,“ sagte das Thier mit einer fürchterlichen Stimme zu ihm. „Ich habe dir das Leben gerettet, indem ich dich in mein Schloß aufgenommen; und für meine Güte stiehlst du mir meine Rosen, die ich unter allen Sachen in der Welt am allerliebsten habe. Diesen Fehler zu büßen, mußt du sterben. Ich gebe dir nur eine Viertelstunde Zeit, damit du Gott um Verzeihung bitten kannst.“

Der Kaufmann fiel auf die Knie und sagte mit besalteten Händen zu dem Thiere: „Gnädiger Herr,“ verzehren Sie mir, ich habe nicht geglaubet, Sie zu beleidigen, wenn ich eine Rose für eine meiner Thiere abbräche, die mich darum gegeben hat.“

„Ich heiße nicht gnädiger Herr,“ antwortete ihm das Ungeheuer, sondern Thier. Ich liebe die Complimenten nicht; ich will, daß man sage, was man denkt. Glaube also nicht, daß du mich durch deine Schmeicheleyen rühren werdest. Doch du hast mich besaget, du hättest Töchter. Ich will dir wohl verzeihen, unter der Bedingung, daß eine von deinen Töchtern freywillig komme, statt deiner zu sterben. Sage mir weiter kein Wort. Reise; und wenn deine Töchter sich weigern, für dich zu sterben, so schwöre, daß du in dreyen Monaten wiederkommen wirst.“



Der gute Mann war nicht Willens, eine von seinen Töchtern diesem garstigen Unthiere aufzuopfern; sondern er dachte: „Ich werde doch wenigstens das Vergnügen haben, sie noch einmal zu umarmen.“ Er schwur also, er wollte wieder zurück kommen; und das Thier sagete zu ihm, er könnte abreisen, wenn er wollte. „Allein, setzete es hinzu, ich will nicht, daß du mit leeren Händen weggehst. Kehre wieder in das Zimmer zurück, wo du geschlafen hast; du wirst daselbst einen großen leeren Kuffer finden; darein kannst du alles legen, was dir belieben wird; ich will ihn nach deinem Hause bringen lassen.“ Zu gleicher Zeit begab sich das Thier zurück; und der gute ehrliche Mann sagete bey sich selbst: „Wenn ich ja sterben muß, so werde ich doch den Trost haben, daß ich meinen armen Kindern Brodt hinterlasse.“

Er gieng in das Zimmer zurück, wo er geschlafen hatte; und nachdem er daselbst eine große Menge Goldstücke gefunden, so füllete er den großen Kuffer damit an, wovon ihm das Thier gesaget hatte. Er schloß ihn zu; und nachdem er sein Pferd wieder genommen, welches er noch in dem Stalle fand, so gieng er aus diesem Pallaste mit einer Traurigkeit, die der Freude gleich war, welche er hatte, als er hineingeritten. Sein Pferd nahm von sich selbst einen Weg durch den Wald; und in wenigen Stunden kam der ehrliche Mann in seinem kleinen Hause an. Seine Kinder waren um ihn herum. Allein, an statt daß er über ihre Liebsungen hätte vergnügt seyn sollen, so sieng er an, zu weinen, da er sie ansah. Er hielt den Rosenzweig, welchen er der Schönen mitbrachte, in der Hand; er gab ihn ihr, und sagete: „Da, Schöne, nimm diese Rosen hin, sie werden deinem unglücklichen Va-

ter

ter sehr theuer zu stehen kommen;“ und darauf erzählte er seiner Familie die klägliche Begebenheit, die ihm begegnet war.

Bei dieser Erzählung erhoben seine beyden ältesten Töchter ein großes Geschrey, und schimpfeten und schmäheten auf die Schöne, welche nicht weinete. „Da sieht man, was der Hochmuth dieser kleinen Creatur hervorbringt, sageten sie. Warum verlangete sie keine Kleidungen, wie wir? Aber nein, Mademoiselle wollte etwas besonders haben. Sie wird unserm Vater den Tod verursachen; und sie weinet nicht einmal.“

„Das würde sehr unnütz seyn, erwiederte die Schöne. Warum sollte ich den Tod meines Vaters beweinen? Er wird nicht umkommen. Weil das Ungeheuer eine von seinen Töchtern annehmen will, so will ich mich allein seinem Grimme überliefern; und ich halte mich für sehr glücklich, weil ich bey meinem Tode die Freude haben werde, meinen Vater zu retten, und ihm meine Zärtlichkeit zu beweisen.“

„Nein, meine liebe Schwester, sageten ihre drey Brüder zu ihr, du sollst nicht sterben; wir wollen das Ungeheuer aufsuchen, und unter seinen Klauen umkommen, wenn wir es nicht umbringen können.“

„Hoffet das nicht, meine lieben Kinder, sagete der Kaufmann zu ihnen; die Macht dieses Thieres ist so groß, daß mir keine Hoffnung übrig bleibt, es zu tödten. Ich bin über das gute Herz der Schönen sehr vergnügt: ich will sie aber nicht in den Tod geben. Ich bin alt; ich habe nur noch wenige Zeit zu leben: ich werde also bloß einige Jahre von einem Leben verlieren, welches ich nur eurentwegen bedaure, meine lieben Kinder.“

„Ich versichere Sie, mein lieber Vater, sagete die Schöne; Sie sollen ohne mich nicht nach diesem Pallaste gehen. Sie können mich nicht abhalten, daß ich Ihnen nicht folge. Ob ich gleich jung bin, so bin ich dem Leben doch nicht sehr zugethan; und ich will lieber von diesem Ungeheuer aufgefressen werden, als vor Bekümmerniß sterben, welche mir Ihr Verlust verursachen würde.“

Man mochte noch so viel reden, die Schöne wollte durchaus nach dem schönen Pallaste reisen; und ihre Schwestern waren recht froh darüber, weil die Tugenden dieser jüngsten ihnen viel Eifersucht eingeblöket hatten. Der Kaufmann war von dem Schmerze, seine Tochter zu verlieren, so eingenommen, daß er nicht an den Kuffer dachte, welchen er mit Golde angefüllt hatte. So bald er sich aber in seiner Kammer eingeschlossen, und sich niederlegen wollte, so erstaunete er sehr, daß er solchen hinter seinem Bette fand. Er entschloß sich, seinen Kindern nichts davon zu sagen, daß er so reich geworden war; weil seine Töchter gern wieder in die Stadt ziehen wollten, er aber entschlossen war, auf diesem Landgute zu sterben. Doch vertrauete er dieses Geheimniß der Schönen, welche ihm meldete, es wären unter seiner Abwesenheit einige Edelleute zu ihnen gekommen, und es fänden sich zweien darunter, die ihre Schwestern liebten. Sie bath ihren Vater, er möchte sie verheurathen; denn sie war so gut, daß sie dieselben lieb hatte, und ihnen von ganzem Herzen alles vergab, was sie ihr zu Leide gethan hatten.

Diese beyden böshafter Töchter rieben sich die Augen mit einer Zwiebel, damit sie weinen konnten, als die Schöne mit ihrem Vater abreisete. Ihre Bräu-

den

der aber weineten im Ernste sowohl, als der Kaufmann. Nur die Schöne weinete nicht, weil sie ihren Schmerz nicht vermehren wollte. Das Pferd nahm den Weg nach dem Pallaste; und gegen Abend wurden sie ihn so erleuchtet gewahr, als das erste Mal. Das Pferd war ganz allein in dem Stalle; und der wackere Mann gieng mit seiner Tochter in den großen Saal, wo sie eine prächtig angerichtete Tafel fanden, die für zwei Personen gedecket war. Der Kaufmann hatte nicht das Herz, daß er etwas aß. Die Schöne aber, welche sich zwang, ruhig zu scheinen, setzte sich zur Tafel und legete ihm vor. Darauf sagete sie bey sich selbst: „Das Thier will mich fett machen, ehe es mich auffriszt; weil es mir so gutes Essen und Trinken giebt.“

Als sie gegessen hatten, so hörten sie ein großes Geräusch, und der Kaufmann nahm von seiner Tochter mit Weinen Abschied; denn er dachte, das Thier käme. Die Schöne konnte sich des Zittern und Bebens nicht enthalten, als sie diese schreckliche Gestalt sah. Sie fassete sich aber wieder, so gut sie konnte; und da das Ungeheuer sie fragete, ob es aus gutem Herzen geschehen wäre, daß sie hergekommen, so sagete sie mit Zittern, ja.

„Sie sind sehr gütig, sagete das Thier, und ich bin Ihnen sehr verbunden. — Ihr aber, guter ehrlicher Mann, reiset morgen früh, und laßet euch nicht mehr einfallen, hier wieder herzukommen. — Leben Sie wohl, Schöne. —“ Fahre wohl, Thier, antwortete sie; und gleich darauf begab sich das Ungeheuer hinweg.

„Ach, meine liebe Tochter, sagete der Kaufmann, indem er die Schöne umarmete, ich bin halbtodt

„vor Schrecken. Folge mir, laß mich hier bleiben.“ — „Nein, mein lieber Vater, sagete die Schöne mit Standhaftigkeit zu ihm; Sie sollen morgen früh abreisen, und mich dem Bestande des Himmels überlassen; vielleicht wird er sich meiner erbarmen.“

Sie legeten sich nieder, und glaubeten, sie würden die ganze Nacht nicht schlafen können. Sie waren aber kaum in ihren Betten, so thaten sich auch ihre Augen zu. Die Schöne sah in währendem ihren Schläfe eine Dame, die zu ihr sagete: „Ich bin mit deinem guten Herzen zufrieden, Schöne. Die gute That, die du jezo thust, indem du dein Leben hingiebst, um das Leben deines Vaters zu retten, wird nicht ohne Belohnung bleiben.“ Die Schöne erzählte beym Aufwachen diesen Traum ihrem Vater: und ob er ihn gleich ein wenig tröstete, so hinderte ihn solches doch nicht, sehr zu winseln und zu wehklagen, als er sich von seiner geliebten Tochter trennen mußte.

Da er abgereiset war, so sekte sich die Schöne in den großen Saal, und fieng auch an zu weinen. Weil sie aber viel Muth hatte, so empfahl sie sich dem lieben Gotte, und entschloß sich, sie wollte sich die wenige Zeit über, die sie noch zu leben hätte, nicht kränken; denn sie glaubete steif und fest, das Thier würde sie den Abend auffressen. Sie nahm sich vor, sie wollte unterdessen herum spazieren, und dieses schöne Schloß beschen. Sie konnte sich nicht enthalten, die Schönheit desselben zu bewundern. Sie wurde aber sehr erstaunet, als sie eine Thüre fand, worüber geschrieben stund: Zimmer der Schönen. Sie machte die Thüre in aller Eile auf, und ward von der Pracht ganz verblendet, die daselbst herrschete. Was ihr

ihr aber am meisten in die Augen fiel, war eine große Bibliothek, ein schöner Flügel und viele Notenbücher.

„Man will doch nicht, daß ich lange Weile haben soll,“ sagete sie ganz sachte bey sich selbst; und darauf dachte sie: Wenn ich nur einen Tag hier bleiben sollte, so würde man nicht so viel für mich angeschaffet haben.“ Dieser Gedanken ermunterte ihren Muth wieder. Sie machte den Bücherschrank auf, und sah ein Buch, worinnen mit goldenen Buchstaben geschrieben war: Wünschen Sie; befehlen Sie; Sie sind hier die Königin und Frau. „Ach,“ sagete sie mit Seufzen, ich wünsche nichts weiter, als daß ich meinen armen Vater wieder sehen, und erfahren möge, was er jetzt machet.“ Sie hatte dieses bey sich selbst gesagt. Wie erstaunete sie aber, als sie ihre Augen auf einen großen Spiegel warf, und darinnen sein Haus erblickete, woselbst ihr Vater mit einem überaus traurigen Gesichte ankam. Ihre Schwestern giengen ihm entgegen, und ungeachtet der Verstellungen ihrer Gebärden, die sie machten, damit sie betrübt scheinen möchten, sah man dennoch die Freude, die sie über den Verlust ihrer Schwester hatten, auf ihrem Gesichte erscheinen. Einen Augenblick darnach verschwand alles dieses wieder; und die Schöne konnte sich nicht enthalten, zu denken: das Thier sey sehr gefällig, und sie habe nichts von ihm zu befürchten.

Zu Mittage fand sie die Tafel gesezet und die Mahlzeit über hörte sie ein vortreffliches Concert, wiewohl sie keine Seele sah. Den Abend, als sie sich zur Tafel setzen wollte, hörte sie das Geräusch, welches das Thier machte, und konnte sich des Zitterns und Bebens nicht enthalten. „Schöne,“ sagete dieses Unge-  
D 5  
„heuer



„Heute zu ihr, wollen Sie wohl erlauben, daß ich Sie den Abend speisen sehe?“, — „Ihr habet hier zu befehlen:“, antwortete die Schöne mit Zittern.

„Nein, versetete das Thier; es hat hier niemand zu befehlen, als Sie. Sie dürfen mir nur sagen, ich soll gehen, wenn ich Ihnen verdrücklich falle; ich werde sogleich weggehen. Sagen Sie mir, finden Sie mich nicht sehr häßlich?“

„Das ist wahr, sagete die Schöne; ich kann nicht lügen: aber ich glaube, Sie sind sehr gut.“

„Sie haben Recht, antwortete das Ungeheuer! allein außer dem, daß ich häßlich bin, habe ich auch keinen Witz; ich weiß wohl, daß ich ein dummes Vieh bin.“

„Man ist kein dummes Vieh, erwiederte die Schöne, wenn man glaubet, daß man keinen Witz habe; ein Thor hat solches niemals gewußt.“

„Essen Sie denn, Schöne, sagete das Ungeheuer, und lassen Sie sich die Zeit in Ihrem Hause nicht lang werden; denn alles gehöret Ihnen hier zu; und es würde mich kränken, wenn Sie nicht vergnügt wären.“

„Sie haben viel Güte, sagete die Schöne. Ich gestehe es Ihnen, ich bin mit Ihrem Herzen sehr zufrieden. Wenn ich daran denke, so kommen Sie mir nicht mehr so häßlich vor.“

„O wahrlich, ja, antwortete das Thier, ich habe ein gutes Herz: aber ich bin ein Ungeheuer.“

„Es giebt viele Menschen, die ärgere Ungeheuer sind, als Sie, sagete die Schöne; und ich will Sie mit Ihrer Gestalt viel lieber haben, als diejenigen, welche bey der Menschengestalt ein falsches, verderbtes, undankbares Herz verstecken.“

„Wenn

„Wenn ich Witz hätte, antwortete das Thier, so würde ich Ihnen ein groß Compliment machen, und mich bey Ihnen bedanken: allein, ich bin dumm; und alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich Ihnen sehr verbunden bin.“

Die Schöne speisete den Abend mit gutem Appetite. Sie hatte fast gar keine Furcht mehr vor dem Ungeheuer: sie wäre aber bald vor Schrecken gestorben, als es zu ihr sagete: „Schöne, wollen Sie meine Frau werden?“

Sie blieb eine Zeitlang still, ohne zu antworten. Sie fürchte sich, sie möchte den Zorn des Ungeheuers erregen, wenn sie es abschläge. Indessen sagete sie doch mit Zittern: Nein, Thier.

In dem Augenblicke wollte dieses arme Ungeheuer feuern, und machte ein so entsetzliches Gezische, daß der ganze Pallast davon erschallete. Die Schöne bekam aber bald wieder Muth. Denn das Thier sagete mit Betrübnis zu ihr: Leben Sie denn wohl, Schöne! und gieng aus dem Zimmer hinaus, wobey es sich von Zeit zu Zeit umkehrte, damit es die Schöne noch einmal ansähe.

Als die Schöne sich allein sah, so empfand sie ein großes Mitleiden mit diesem armen Thiere. „Ach,“ sagete sie, es ist recht Schade, daß es so häßlich ist; es ist so gut!“,

Die Schöne brachte drey Monate in diesem Pallaste ziemlich ruhig zu. Alle Abende stattete das Thier seinen Besuch bey ihr ab, unterhielt sie bey der Tafel mit vieler gesunden Vernunft, aber niemals mit dem, was man in der Welt Witz nennet. Alle Tage entdeckete die Schöne neue Güte an diesem Ungeheuer. Die Gewohnheit, es zu sehen, hatte sie an seine Häßlichkeit gewöh-



gewöhnet; und sie fürchtete den Augenblick seines Besuchs gar nicht mehr, sondern sah dafür oftmals nach ihrer Uhr, um zu sehen, ob es noch nicht bald Meune wäre. Denn das Thier ermangelte niemals, um diese Stunde zu kommen. Nur eine einzige Sache machte der Schönen Kummer, nämlich daß das Ungeheuer allezeit, ehe es weggienge, sie fragete, ob sie seine Frau werden wollte? und daß es ganz von Schmerz durchdrungen zu seyn schien, wenn sie Nein dazu sagete.

Eines Tages sagete sie zu dem Ungeheuer: „Sie kränken mich, Thier; ich wollte wünschen, daß ich Sie heurathen könnte: allein, ich bin viel zu aufrechtig, als daß ich Ihnen weismachen wollte, es werde noch wohl einmal geschehen. Ich werde stets Ihre gute Freundin seyn. Seyn Sie damit immer zufrieden.“

„Man muß wohl, versetzte das Thier. Ich lasse mir Gerechtigkeit wiederfahren. Ich weiß, daß ich recht abschaulich bin; ich liebe Sie aber sehr. Indessen bin ich nur gar zu glücklich dadurch, daß Sie gern hier bleiben wollen. Versprechen Sie mir, daß Sie mich niemals verlassen wollen.“

Die Schöne erröthete bey diesen Worten. Sie hatte in ihrem Spiegel gesehen, daß ihr Vater vor Bekümmerniß darüber krank war, daß er sie verloren hatte; und sie wünschte ihn wieder zu sehen. „Ich könnte es Ihnen wohl versprechen, sagete sie zu dem Thiere, daß ich Sie ganz und gar niemals verlassen wollte: allein, ich habe ein so großes Verlangen, meinen Vater wieder zu sehen, daß ich vor Schmerzen sterben würde, wenn Sie mir dieses Vergnügen abschlägen.“

„Ich will lieber selbst sterben, sagete dieses Ungeheuer, als Ihnen Bekümmerniß verursachen. Ich

„will

„will Sie zu Ihrem Vater schicken; Sie werden daselbst selbst bleiben, und Ihr armes Thier wird vor Schmerzen darüber sterben.“

„Nein, sagete die Schöne mit Weinen zu ihm; ich habe Sie viel zu lieb, als daß ich Ihren Tod verursachen wollte. Ich verspreche es Ihnen, ich will in acht Tagen wieder kommen. Sie haben mir gezeigt, daß meine Schwestern verheurathet sind, und daß meine Brüder zu dem Heere gegangen. Mein Vater ist ganz allein; erlauben Sie, daß ich eine Woche bey ihm bleibe.“

„Sie sollen Morgen früh da seyn, sagete das Thier. Erinnern Sie sich aber Ihres Versprechens. Sie dürfen nur, ehe Sie zu Bette gehen, Ihren Ring auf einen Tisch legen, wenn Sie wieder zurück kommen wollen. Leben Sie wohl, Schöne.“

Das Ungeheuer seufzete nach seiner Gewohnheit, als es diese Worte sagete; und die Schöne legte sich ganz traurig darüber nieder, daß sie dasselbe betrübt sah. Als sie den Morgen aufwachete, so befand sie sich in ihres Vaters Hause; und nachdem sie eine Klingel gezogen, die an der Seite ihres Bettes war, so sah sie die Magd kommen, welche einen großen Schrey that, als sie die Schöne erblickete. Der gute ehrliche Mann kam auf dieses Geschrey herzu gelaufen und wäre vor Freuden fast gestorben, da er seine liebe Tochter wieder sah. Sie hielten sich über eine Viertelstunde lang umarmet.

Die Schöne dachte, nach den ersten Entzückungen, sie hätte keine Kleider anzuziehen, daß sie aufstehen könnte: die Magd aber sagete zu ihr, sie hätte in der benachbarten Kammer einen großen Kuffer voller goldenen mit Diamanten besetzten Röcke gefunden. Die

Schöne

Schöne dankete dem guten Thiere wegen seiner Aufmerksamkeit. Sie nahm denjenigen von den Hockern, der am wenigsten kostbar war, und sagte zu der Magd, sie sollte die andern einschließen, sie wollte ihre Schwestern damit beschenken. Kaum hatte sie aber diese Worte ausgesprochen, so verschwand der Kuffer. Ihr Vater sagte zu ihr, das Thier wollte, sie sollte alles das für sich behalten: und sogleich kamen die Hockern, und der Kuffer wieder an eben den Ort.

Die Schöne kleidete sich an, und während der Zeit wurde es ihren Schwestern gemeldet, welche mit ihrem Männern herzu eilten. Sie waren alle beyde sehr unglücklich. Die älteste hatte einen Edelmann geheurathet, der so schön war, als die Liebe: er war aber in seine eigene Gestalt so verliebt, daß er sich nur damit vom Morgen an bis auf den Abend beschäftigte, und die Schönheit seiner Frau verachtete. Die zweite hatte einen Mann geheurathet, welcher viel Wiß besaß: er bediente sich dessen aber nur, alle Welt toll zu machen und seine Frau zu allererst. Die Schwestern der Schönen wollten vor Schmerzen fast sterben, als sie solche wie eine Prinzessin gekleidet und schöner, als den Tag, sahen. Sie mochte sie liebhaben, wie sie wollte; nichts konnte ihre Eifersucht erlösen, welche sehr zunahm, als sie ihnen erzählt hatte, wie glücklich sie wäre.

Diese beyden eifersüchtigen Schwestern giengen in den Garten, um daselbst nach ihrer Bequemlichkeit zu weinen, und sie sageten zu einander: „Warum ist diese kleine Creatur glücklicher, als wir? Sind wir nicht liebenswürdiger, als sie?“

„Meine liebe Schwester, sagte die älteste, es fällt mir etwas ein. Wir wollen uns bemühen, sie länger

„zu

„ger, als acht Tage, hier zu behalten. Ihr dummes Thier wird darüber in Zorn gerathen, daß sie ihr Wort nicht gehalten, und wird sie vielleicht auffressen.“ „Du hast Recht, Schwester, antwortete die andere. „Dieserwegen aber müssen wir ihr große Liebkosungen erweisen.“ Nachdem sie diesen Entschluß gefasset hatten, so giengen sie wieder hinein, und erwiesen ihrer Schwester so viel Freundschaft, daß die Schöne vor Freuden darüber weinete. Als die acht Tage vorbey waren, so rissen sich die beyden Schwestern die Haare aus dem Kopfe, und stellten sich über die Abreise so betrübt, daß sie versprach, sie wollte noch acht Tage da bleiben.

Indessen verwies sich die Schöne den Kummer, welchen sie ihrem armen Thiere verursachen würde, das sie von ganzem Herzen liebete; und es wurden ihr Zeit und Weile lang, daß sie solches nicht mehr sah. In der zehnten Nacht, die sie bey ihrem Vater zubrachte, träumete ihr, sie wäre in dem Garten des Pallastes und sähe das Thier auf dem Grase liegen, welches den Augenblick sterben wollte, und ihr ihre Undankbarkeit verwies.

Die Schöne wachete plötzlich darüber auf und vergoß Thränen. „Bin ich nicht recht böshaft, sagte sie, daß ich einem Thiere Kummer verursache, das so viele Gefälligkeit für mich hat? Ist es seine Schuld, daß es so häßlich ist und so wenig Wiß hat? Es ist gut; das ist besser, als alles übrige. Warum habe ich das Ungeheuer nicht heurathen wollen? Ich würde mit ihm glücklicher seyn, als meine Schwestern mit ihren Männern. Weder die Schönheit, noch der Wiß eines Mannes machen eine Frau vergnügt; nur die Güte seiner Gemüthsart, die Tugend, die

„Gefäl-

„Gefälligkeit thun es; und das Thier hat alle diese  
„guten Eigenschaften. Ich habe keine Liebe gegen  
„dasselbe: ich habe aber Hochachtung, Freundschaft  
„und Erkenntlichkeit gegen solches. Wohl an, man  
„muß es nicht unglücklich machen; ich würde mir meine  
„Undankbarkeit mein ganzes Lebenlang vorwerfen.“

Bei diesen Worten stund die Schöne auf, legte  
ihren Ring auf den Tisch und gieng wieder zu Bette.  
Kaum war sie darinnen, so schlief sie ein; und als sie den  
Morgen aufwachte, so sah sie mit vieler Freude, daß  
sie wieder in dem Pallaste des Thieres war. Sie  
kleidete sich prächtig an, damit sie dem Ungeheuer ge-  
fallen möchte; und es wurden ihr den ganzen Tag Zeit  
und Weile bis auf den Tod lang, indem sie neun Uhr  
des Abends erwartete. Allein, es mochte immer  
neune schlagen: das Thier erschien nicht. Die  
Schöne befürchtete nunmehr, sie hätte seinen Tod  
verursachet. Sie lief den ganzen Pallast durch, und  
erhob ein großes Geschrey; sie war in Verzweiflung.

Nachdem sie das Ungeheuer überall gesucht hatte,  
so erinnerte sie sich ihres Traumes und lief in den  
Garten nach dem Graben, wo sie es im Schlafe ge-  
hen hatte. Sie fand das arme Thier ohne Empfin-  
dung ausgestreckt liegen, und glaubete, es wäre todt.  
Sie fiel auf dessen Leib, ohne vor seiner Gestalt einen  
Abscheu zu haben; und da sie fühlte, daß sein Herz  
noch schlug, so nahm sie Wasser aus dem Graben und  
spritzete es ihm auf den Kopf. Das Thier schlug  
die Augen auf und sagete zu ihr: „Sie haben ihr  
„Versprechen vergessen; der Gram darüber, daß ich  
„Sie verloren hatte, hat mich den Entschluß fassen  
„lassen, mich zu Tode zu hungern. Ich sterbe aber  
„zufrieden; weil ich das Vergnügen habe, Sie noch  
„einmal wieder zu sehen.“

„Mein

„Mein, mein liebes Thier, Sie sollen nicht ster-  
„ben, sagete die Schöne zu ihm: Sie sollen leben  
„und mein Ehegemahl werden; von diesem Augen-  
„blicke an gebe ich Ihnen meine Hand; und ich schwöre  
„es, ich will nur die Ihrige seyn. Ach, ich glaubete,  
„ich hätte bloß Freundschaft für Sie; der Schmerz  
„aber, welchen ich empfinde, zeigt mir, daß ich nicht  
„würde leben können, wenn ich Sie nicht sähe.“

Kaum hatte die Schöne diese Worte ausgespro-  
chen, so sah sie das Schloß vom Lichte schimmern;  
die Feuerwerke, die Musik, alles kündigte ihr ein Fest  
an. Alle diese Schönheiten aber hielten ihre Blicke  
nicht auf. Sie wandte sich wieder zu ihrem geliebten  
Thiere, vor dessen Gefahr sie bebete. Wie groß war  
doch ihr Erstaunen! Das Thier war verschwunden,  
und sie sah nur einen Prinzen, schöner als die Liebe,  
zu ihren Füßen, welcher ihr dankete, daß sie seine  
Bergabung geendiget hätte.

Obgleich dieser Prinz alle ihre Achtung verdienete,  
so konnte sie sich doch nicht enthalten, ihn zu fragen;  
wo das Thier wäre? „Sie sehen es hier zu Ihren  
„Füßen, sagete der Prinz zu ihr. Eine böshafte Feyer  
„hatte mich verwünscht, so lange unter dieser Gestalt  
„zu bleiben, bis ein schönes Frauenzimmer sich gefal-  
„len ließe, mich zu heurathen; und sie hat mir verbo-  
„then, meinen Wig sehen zu lassen. Es ist also nie-  
„mand in der Welt so gütig gewesen, und hat sich von  
„meiner guten Gemüthsart rühren lassen, als Sie;  
„und ich kann mich derer Verbindlichkeiten, die ich  
„Ihnen habe, dadurch noch nicht entledigen, daß ich  
„Ihnen meine Krone anbiete.“

Die Schöne war auf eine angenehme Art erstaun-  
net, und reichete diesem Prinzen die Hand, um ihn  
Magaz. I Theil. E auf-



aufzubeheben. Sie giengen zusammen auf das Schloß, und die Schöne wäre vor Freuden fast gestorben, als sie in dem großen Saale ihren Vater und ihre ganze Familie fand, welche die schöne Dame, die ihr im Traume erschienen war, in das Schloß gebracht hatte.

„Schöne, sagete diese Dame zu ihr, welche eine große Feyer war, empfangen Sie die Belohnung Ihrer guten Wahl. Sie haben der Schönheit und dem Wiße die Tugend vorgezogen; Sie verdienen, alle diese Eigenschaften in einer und eben derselben Person vereinigt zu finden. Sie werden eine große Königin werden; ich hoffe, der Thron werde Ihre Tugenden nicht zernichten. — Was euch aber anbetrifft, ihr beyden Weiber, sagete die Feyer zu den beyden Schwestern der Schönen, so kenne ich euer Herz und alle Bosheit, die es in sich schließt. Werdet also Bildsäulen, behaltet aber alle eure Vernunft unter dem Steine, der euch umhüllen wird. Ihr solltet an der Thüre des Pallastes eurer Schwester stehen bleiben; und ich lege euch keine andere Strafe auf, als daß ihr Zeuginnen ihrer Glückseligkeit seyn solltet. Ihr werdet nicht eher wieder zu eurem vorigen Stande kommen können, als in dem Augenblicke, da ihr eure Fehler erkennen werdet. Ich stehe aber in großer Furcht, ihr möchtet wohl immer Bildsäulen bleiben. Man bessert sich von dem Hochmuthe, dem Zorne, der Gefräßigkeit und der Trägheit, die Befehrung eines böshafthen und neidischen Herzens aber ist eine Art von Wunderwerken.“

In dem Augenblicke that die Feyer einen Schlag mit ihrer Ruthe, und alle diejenigen, die in dem Saale waren, wurden in das Königreich des Prinzen versetzt. Seine Untertanen sahen ihn mit Freuden; und

er vermählte sich mit der Schönen, welche mit ihm sehr lange und in einer vollkommenen Glückseligkeit lebete, weil sie auf die Tugend gegründet war.

Frl. Charlotte.

Und die Schwestern; sind die beständig Bildsäulen geblieben?

Madem. Gut.

Ja, meine Liebe; weil sie stets das böse Herz behalten haben.

Fräul. Geistreich.

Ich wollte Ihnen wohl eine ganze Woche zuhören, ohne daß mir die Zeit dabey lang werden sollte. Ich habe diese Schöne überaus lieb: mich dünket aber, wenn ich an Ihrer Stelle gewesen wäre, ich würde das Thier nicht geheurathet haben: es war gar zu abschaulich.

Frl. Verständig.

Aber, liebes Fräulein, es war doch so gut, daß Sie solches nicht würden haben wollen vor Grame sterben lassen, vornehmlich nachdem es Ihnen so viel Gutes gethan hatte.

Frl. Geistreich.

Ich würde, wie die Schöne im Anfange, gesaget haben: Ich werde Ihre gute Freundin seyn, aber Ihre Frau will ich nicht werden.

Fräul. Maria.

Mich für mein Theil, mich würde das Thier sehr zu fürchten gemacht haben. Ich würde allezeit gedacht haben, es wollte mich auffressen.

Hgr. Mieschen.

Ich glaube, ich würde es gewohnt geworden seyn, solches zu sehen, eben so wie die Schöne. Vor einiger Zeit nahm der geheimde Rath in unserm Hause



einen kleinen ganz schwarzen Burschen an, der sein La-  
key seyn sollte. Anfangs fürchtete ich mich vor ihm;  
ich versteckte mich, wenn er sich sehen ließ; er kam  
mir viel häßlicher vor, als ein Thier. Nun wohl,  
nach und nach bin ich seiner gewohnet geworden; jetzt  
spielt er mit mir; er nimmt mich auf seinen Arm,  
und ich denke an sein Gesicht nicht mehr.

Madem. Gut.

Jungfer Miefchen hat Recht; man wird der Häß-  
lichkeit gewohnet, aber der Boshaftigkeit niemals.  
Man muß sich also nicht sehr darüber beunruhigen,  
daß man häßlich ist; sondern man muß es dergestalt  
machen, daß man so gut ist, daß man unser Gesicht  
aus Liebe zu unserm Herzen vergessen kann. Merken  
Sie es auch, meine Kinder, daß man stets belohnet  
wird, wenn man seine Pflicht thut. Hätte sich die  
Schöne geweigert, für ihren Vater zu sterben; wäre  
sie gegen das arme Thier undankbar gewesen: so wür-  
de sie nachher keine große Königin geworden seyn.  
Sehen Sie auch, wie boshaft man wird, wenn man  
neidisch und eifersüchtig ist. Das ist der garstigste  
Fehler unter allen.

Es ist nur erst drey Uhr, meine lieben Kinder; ge-  
hen Sie bis um viere spazieren. Sie können laufen,  
springen, wie Sie wollen, bleiben Sie nur im Schat-  
ten. Ich bin alt und kann nicht mehr so gehen; ich  
will mit dem Fräulein Verständig hier bleiben, das  
sich nicht gar zu wohl befindet.

Fräul. Maria,

welches bald darauf zurück kömmt.

Meine liebe Gut, sehen Sie einmal die hübschen  
Schmetterlinge, die wir gehaschet haben. Ich will  
meinen in eine Schachtel setzen; und ich will ihn mit  
Blum-

Blumen füttern. Vielleicht wird er Junge bekom-  
men; und ich werde eine hübsche Familie von Schmet-  
terlingen haben.

Madem. Gut.

Sie würden sich sehr verwundern, mein Schatz,  
wenn Sie an statt der Schmetterlinge nur eine Fami-  
lie von Raupen fänden.

Fräul. Maria.

Aber, meine liebe Gut, ich will ja keine Raupe in  
meine Schachtel setzen; ich will einen Schmetterling  
hinein thun; wie sollte ich nun etwas anders darin-  
nen finden, als einen Schmetterling?

Madem. Gut.

Ganz gewiß, man kann in einer Schachtel, und in  
jeder andern Sache sonst nichts finden, als was hin-  
ein gethan ist. Lernen Sie aber, mein Kind, daß die-  
ser Schmetterling, der Ihnen so hübsch vorkömmt,  
erst ein kleines Würmchen gewesen, da er auf die Welt  
gekommen; hernach würde er eine garstige Raupe, die  
sich darauf in diesen Schmetterling verändert hat.

Fräul. Geistreich.

Das ist ja wie in des Ovidius Verwandlungen.  
Aber sagen Sie mir, meine liebe Gut, wie kann das  
kommen? Denn ich habe die Verwandlungen immer  
als Wärrchen angesehen, die geschickt sind, den Kin-  
dern die Zeit zu vertreiben.

Madem. Gut.

Sie haben sich geirret, mein Schatz. Die Ver-  
wandlungen sind die Geschichte der Griechen unter  
Fabeln verstecket und verhüllet. Wenn Sie größer  
seyn werden, so will ich Ihnen die Ähnlichkeit zeigen,  
die sie mit der Geschichte haben.

Fräul. Geistreich.

Sie sagen immer zu mir: Wenn Sie größer seyn werden, so will ich Ihnen das sagen, was Sie mich fragen. Mein, meine liebe Gut, denken Sie nur daran, ich bin bald dreyzehn Jahre alt; ich bin kein Kind mehr. Warum wollen Sie mir das jezo nicht sagen, was Sie mir zu einer andern Zeit sagen wollen?

Madem. Gut.

Weil Sie erst noch viele Dinge vorher wissen müssen. Wenn man Ihnen die Aehnlichkeit der Verwandlungen mit der Geschichte zeigen will, so muß man nothwendiger Weise die Geschichte wissen. Eilen Sie, daß Sie solche lernen; und darauf will ich Sie von dem allen unterrichten, was Sie werden wissen wollen.

Fräul. Maria.

Und ich, meine liebe Gut, werde ich auch so lange warten müssen, bis ich größer bin, ehe ich erfahren kann, wie der Schmetterling anfangs eine Raupe seyn kann?

Madem. Gut.

Mein, mein Schatz. Damit ich Ihnen ein Vergnügen mache, so will ich viele Schmetterlinge aufheben. Sie werden im Herbst auf einige Blätter, die ich Ihnen geben will, Eier legen. Die Schmetterlinge werden sterben, wenn sie ihre Eier gelege haben; und ich will das Blatt in die Sonne legen. Wenn diese Eier werden erwärmet seyn, so werden kleine Raupen herauskriechen, welche so bald, als sie auf der Welt seyn werden, spinnen werden, so wie sie die Spinnen spinnen sehen; und von diesen Fäden werden sie sich ein Haus bauen, worinnen sie sich den Winter über verbergen, damit sie die Kälte nicht empfinden.

3gft.

3gft. Mielchen.

Wer wird ihnen aber das geben, wovon sie diese Fäden machen, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Der liebe Gott, welcher sie erschaffen hat, giebt ihnen alles, was nöthig ist, zu leben und sich zu erhalten. Sie haben also in ihrem Leibe ein Vorrathshaus, worinnen sie so viel finden, daß sie den nöthigen Fäden zur Erbauung ihres Hauses machen können.

Frl. Maria.

Sie werden diesen kleinen Raupen zu fressen geben, meine liebe Gut: aber wer bringt denen, die auf dem Felde bleiben, das Fressen in ihr kleines Häuschen?

Madem. Gut.

Niemand, mein Schatz: sie brauchen es aber auch nicht, und fressen nur, wenn sie größer sind. Wenn es warm werden wird, so werden sie aus ihrem Hause herauskriechen; und wenn sie einige Zeitlang gefressen haben, so werden Sie sehen, wie sie sich ein Grab bauen, wovon sie sich legen und wie todt seyn werden. Sie werden da wie eine Bohne aussehen; einige Zeit darnach aber wird sich die Bohne bewegen. Es werden ein Kopf, Beine, Flügel und endlich ein artiger Schmetterling herauskommen, wie der ist, welcher sich von Blumen nähren wird, bis er seine Eier gelege hat, und stirbt.

Frl. Maria.

Und das werden wir alles sehen, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Ja, mein Kind, das sollen Sie alles sehen, und noch viele Sachen mehr, wenn wir zusammen auf das Land reisen, wie ich hoffe. Unterdessen will ich ein Duzend Schmetterlinge suchen, und sie in meinem Ca-

binette aufheben; ich will ihnen da alle Tage frische Blumen hinlegen lassen, und wir wollen sie oft besuchen. Kommen Sie, jetzt wollen wir Thee trinken und darauf unsere Historie wiederholen. Die Nelke trifft Sie jezo, Jungfer Niefchen.

Jgfr. Niefchen.

Lange nachher, da Adam und Eva gestorben waren, wurden die Menschen so böse, daß der liebe Gott sie nicht leiden konnte. Sie logen, sie fraßen und sofften, sie wurden zornig, sie verrichteten niemals ihr Gebeth; kurz, sie thaten lauter Böses. Gott beschloß also, er wollte sie strafen. Weil aber unter diesen bösen ein frommer Mann war, so befahl ihm Gott, er sollte ein großes Haus von Holze machen, und allerhand Thiere hinein setzen. Dieser fromme Mann hieß Noah. Als das Haus fertig war, so giengen er, seine Frau und seine drey Söhne hinein; die hießen Sem, Ham und Japhet. Sie hatten auch Frauen. Als sie in diesem großen Hause waren, welches man die Arche oder den Kasten Noah nannte, so ließ Gott so viel Regen fallen, so viel Regen, daß er über alle Häuser, Bäume und Berge gieng. Es ersoffen also alle Menschen, und auch alle Thiere. Noah ersoff nicht mit, wie die andern; denn Gott hatte die Arche fest zugeschlossen; und sie hielt sich über dem Wasser. Als alle Menschen todt waren, so fiel kein Regen mehr; und es kam ein großer Wind, welcher das Erdreich trocknete. Darauf machte Noah ein Fenster auf und ließ einen Raben ausfliegen. Der Rabe ist ein garstiger Vogel, der die toden Körper frißt. Er fand jezo viele dergleichen auf der Erde, und kam also nicht wieder in die Arche. Einige Zeit darnach machte Noah das Fenster noch

einmal

einmal auf, und ließ ein schönes Täubchen ausfliegen. Das Täubchen brach einen Zweig von einem Baume ab, und brachte ihn in seinem Schnabel. Darauf sagete Gott zu Noah, er sollte nun aus dem Kasten gehen. Das that Noah mit allen seinen Kindern. Die Thiere giengen auch heraus; und da alles mit einander heraus war, so fiel Noah mit seiner ganzen Familie auf die Knie, und dankete dem lieben Gotte, daß er sie erhalten hatte. Indem sah er am Himmel einen großen krummen Streif, welcher roth, gelb, grün, blau und purpurfarbig war. Er hieß ein Regenbogen; und der liebe Gott sagete zu ihm: Diesen Regenbogen will ich euch oft schicken, damit ich euch erinnere, daß keine andere Sündfluth, das ist, kein so großer Regen, mehr auf der Erde kommen solle.

Fräulein Maria.

Meine liebe Gut, wer gab denn dem Noah, seinen Kindern und allen Thieren unter der Zeit zu essen, da sie in der Arche waren?

Madem. Gut.

Sie hatten so viel mitgenommen, daß sie in der Arche davon leben konnten. Sie sind in Dänemark gewesen, mein Schatz; und da fuhren sie ja auch in einem Schiffe, welches fast wie die Arche war; und man hatte zu essen darinnen, weil man es mit hinein genommen hatte.

Fräul. Maria.

Das ist wahr, meine liebe Gut. Es waren auch Fenster darinnen. Ich fürchtete mich alle Augenblicke, das Schiff möchte ins Wasser sinken. Woher kommt es denn, daß das Schiff über dem Wasser blieb, da doch mein Messer, welches ich fallen ließ, in der See ganz zu Grunde gieng?

E 5

Madem.



Madem. Gut.

Es kam daher, weil das Wasser unter dem Schiffe schwerer war, als das Schiff, und es also über sich hielt; Ihr Messer hingegen war schwerer, als das Wasser, und konnte also nicht von demselben unterstützt werden.

Frl. Geistreich.

Aber, meine liebe Gut, ein Schiff ist ja viel plumper und schwerer, als ein Messer.

Madem. Gut.

Das ist wahr, mein Schatz: allein, es ist auch eine viel größere Menge Wasser darunter, die es unterstützt; da hingegen unter dem Messer fast gar kein Wasser war. Wenn man ein Schiff von Eisen machte, so würde es zu Grunde gehen. Wir wollen das in dem Brunnenbecken versuchen, welches hinten im Garten ist. Ich will ein Stück Holz nehmen, so groß als das Blei in meinem Ärmel. Nun, Sie sehen, das Holz sinkt nicht unter, das Blei aber sinkt unter's Wasser, weil es viel schwerer ist, als das Wasser. Das Bögeltchen, welches da auf dem Zweig sitzt, machet nicht, daß sich solcher biegt, weil er viel schwerer ist, als das Bögeltchen. Wenn ich aber hinauf stiege, so würde ich ihn abbrechen; weil ich viel schwerer bin, als er.

Frl. Maria.

Ich verstehe es jetzt, meine liebe Gut; und wenn ich wieder nach Dänemark reise, so werde ich mich nicht mehr fürchten; denn ich werde denken, das Schiff kann nicht untersinken, weil das Wasser schwerer ist, als das Schiff.

Madem.

Madem. Gut.

Nun, Jungfer Mieschen, hat Ihnen die Historie, die wir erzählt haben, keinen guten Gedanken eingegeben?

Jgfr. Mieschen.

Ja, meine liebe Gut. So wie Noach zuerst darauf bedacht gewesen, daß er dem lieben Gotte dankete, so will ich auch nicht vergessen, ihm alle Tage für dasjenige zu danken, was er mir gegeben hat.

Fräul. Maria.

Giebt Ihnen denn der liebe Gott etwas? Mir hat er noch keinmal was gegeben.

Madem. Gut.

Was sagen Sie, mein Schatz? Er hat Ihnen ja Ihren Leib, Ihre Seele, Ihre Augen, Ihre Ohren, Ihre Füße, Ihre Hände gegeben. Er giebt Ihnen das, was Sie essen, Ihre Kleider, kurz, alles, was Sie haben.

Fräul. Maria.

Verzeihen Sie mir, meine liebe Gut; meine Kleider und was ich esse, das giebt mir Mama.

Madem. Gut.

Denken Sie nur daran, mein Schatz, daß der liebe Gott alles gemacht hat, und daß ihm alles zugehört. Wenn er Ihrer Mama kein Geld gegeben hätte, daß sie Ihnen Kleider, Brodt und alles das, was Sie brauchen, dafür kaufen könnte, so würden Sie von dem allen nichts haben.

Fräul. Maria.

O, wie will ich den lieben Gott lieb haben, der mir alles das giebt!

Madem. Gut.

Das ist sehr billig, mein Schatz; und damit Sie dem lieben Gotte zeigen, daß Sie ihn lieb haben, so werden

werden



werden Sie recht fromm seyn; denn das machet ihn viel Vergnügen.

Fräul. Maria.

Hat denn der liebe Gott auch meine Großmama gemacht, die in Dänemark ist?

Madem. Gut.

Er machet alles, was auf der Erde und im Himmel ist, meine lieben Kinder. Aber ich glaube, es wird regnen, wir wollen wieder in meine Stube hinauf gehen.

Fr. Charlotte.

Ach, meine liebe Gut! Sehen Sie einmal dahin; ich glaube, das ist der schöne krumme Streif, den Sie einen Regenbogen nennen. O was für schöne Farben!

Madem. Gut.

Sie haben Recht, mein Schatz; und nun, wenn man ihn sieht, so muß man sich erinnern, daß er ein Zeichen ist, welches uns der liebe Gott giebt, daß er Friede mit den Menschen gemacht hat. Wir müssen diesen Regenbogen also niemals ansehen, ohne Gotte in unsern Herzen für die Güte zu danken, die er gehabt hat, und zu verzeihen. Kommen Sie geschwind hinauf; ich fühle schon einige Regentropfen. Aber es hat sechs geschlagen, Sie müssen nach Hause, meine lieben Fräulein. Das Fräulein Verständig wird sich zeitig niederlegen. Ich erwarte Sie übermorgen wieder; vor allen Dingen aber speisen Sie nicht wieder so geschwind.

Fr. Veistreich.

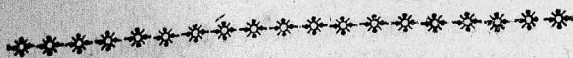
Wir wollen langsam essen, meine liebe Gut. In Belohnung aber werden Sie uns vor dem Thee ein Märchen erzählen.

Madem. Gut.

Ja, meine lieben Fräulein, ich verspreche es Ihnen.



Das



## Das VI Gespräch.

(Der vierte Tag.)

Fräulein Charlotte.

Wir sind eine halbe Stunde bey Tische gewesen, meine liebe Gut; wir werden eine Historie bekommen.

Madem. Gut.

Von ganzem Herzen. Hat aber das Fräulein Charlotte mir nichts zu geben?

Fr. Charlotte.

Ja, meine liebe Gut; hier haben Sie ein Papier; es stehen garstige Sachen darauf; aber ich bitte, lesen Sie es ganz sachte.

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz; ich will es lesen, wenn wir Thee trinken werden. Nun, meine lieben Fräulein, ich muß mein Wort halten, und Ihnen ein Märchen erzählen. Sezen Sie sich, ich will meine Schuld abtragen.

Märchen

von dem Prinzen Fatal und dem Prinzen Glückhaft.

Es war einmal eine Königin; die bekam zwey Knäbchen, so schön, wie der Tag. Eine Feyer, die der Königin gute Freundin war, war gebethen worden, dieser beyden Prinzen Pathe zu seyn, und ihnen etwas zu schenken. „Ich begabe den ältesten, sagete sie, mit allerley Unglücke bis ins fünf und zwanzigste Jahr und nenne ihn Fatal.“

Ben

Bei diesen Worten erhob die Königin ein großes Geschrey, und beschwor die Feye, sie möchte doch dieses Geschenk verändern. „Sie wissen nicht, was Sie verlangen, sagete sie zu der Königin. Wenn er nicht unglücklich ist, so wird er böse seyn.“ Die Königin unterstund sich nicht weiter, etwas zu sagen, sie bath aber die Feye, sie möchte sie selbst ein Geschenk für ihren zweiten Sohn wählen lassen.

„Vielleicht werden Sie ganz verkehret wählen, antwortete die Feye: doch es ist nichts daran gelegen, ich will ihm das gern zugestehen, was Sie für ihn von mir verlangen werden.“

„Ich wünsch“, sagete die Königin, daß es ihm in allem, was er wird vornehmen wollen, allezeit gelinge. Dieß ist das Mittel, ihn vollkommen zu machen.“

„Sie könnten sich wohl irren, erwiederte die Feye, ich bewillige ihm also dieß Geschenk nur bis in das fünf und zwanzigste Jahr.“

Man gab beyden jungen Prinzen Ammen: der dritten Tag aber bekam die Amme des ältesten Prinzen das Fieber. Man gab ihm eine andere; die sich und brach sich das Bein. Eine dritte verlor die Milch, so bald der Prinz Fatal anfing, bey ihr zu saugen. Da sich nun das Gerücht ausgebreitet hatte, der Prinz brächte allen seinen Ammen Unglück, so wollte ihn niemand mehr säugen, noch sich ihm nähern. Dieses arme Kind, welches hungerte, schreye, und es erbarmete sich seiner doch niemand. Eine grobe Bäuerin, die eine große Anzahl Kinder hatte, welche sie mit vieler Mühe schwerlich ernähren konnte, sagete sie wollte für ihn sorgen, wenn man ihr eine starke Summe Geldes geben wollte. Weil nun der König

und

und die Königin den Prinzen Fatal nicht liebten, so gaben sie der Amme, was sie forderte, und sageten zu ihr, sie sollte ihn mit auf ihr Dorf nehmen.

Der zweite Prinz, welchen man Glückhaft genannt hatte, kam hingegen so fort, daß es ein Wunder war. Seine Aeltern liebten ihn ausnehmend, und dachten gar nicht an den ältesten. Das böse Weib, welchem man ihn gegeben hatte, war kaum nach Hause gekommen, so nahm sie ihm die schönen Bindeln weg, worinnen er eingewickelt war, und gab sie einem von ihren Söhnen, der von Fatal's Alter war; und nachdem sie den armen Prinzen in eine schlechte Jacke gehüllet, so trug sie ihn in ein Holz, wo viele wilde Thiere waren, und legete ihn in eine Höle zu drey jungen Löwen, damit er gefressen würde. Die Mutter dieser Löwen aber that ihm kein Leides, sondern gab ihm vielmehr zu saugen, welches ihn so stark machte, daß er nach sechs Monaten ganz allein laufen konnte.

Indessen starb der Sohn der Amme, den sie für den Prinzen ausgab; und der König und die Königin waren froh, daß sie seiner also losgeworden. Fatal blieb in dem Holze bis ins zweite Jahr; und ein Herr vom Hofe, welcher auf die Jagd gegangen war, verwunderte sich sehr, als er ihn mitten unter den wilden Thieren antraf. Er erbarmete sich seiner, nahm ihn mit sich in sein Haus; und nachdem er vernommen hatte, daß man einen Knaben suchete, welcher Glückhaften Gesellschaft leisten könnte, so stellte er Fatal den Königin vor.

Man gab Glückhaften einen Lehrmeister, welcher ihn lesen lehren sollte: man empfahl dem Lehrmeister aber, er sollte ihn nicht weinen lassen. Der junge Prinz,

Prinz, welcher solches gehöret hatte, weinete, so oft er sein Buch nahm; so daß er im fünften Jahre noch keinen Buchstaben kannte; da hingegen Fatal vollkommen las, und bereits schreiben konnte. Damit man dem Prinzen eine Furcht einjagete, so befahl man dem Lehmeister, Fatalen allezeit zu züchtigen, wenn Glückhaft nicht thäte, was er thun sollte. Fatal mochte also noch so fleißig und ordentlich seyn, so bekam er doch immer Schläge. Ueber dieß ließ man Glückhaften dergestalt seinen Willen, und er war so böshaft, daß er seinem Bruder, den er nicht kannte, beständig übel begegnete. Gab man Fatalen einen Apfel, ein Spielzeug, so riß es ihm Glückhaft gleich aus den Händen; er ließ ihn schweigen, wenn er reden wollte; und er mußte reden, wenn er schweigen wollte; kurz, er war ein kleiner Märtyrer, dessen sich niemand erbarmete.

Auf diese Art lebeten sie bis in das zehnte Jahr; und die Königin war über die Unwissenheit ihres Sohnes sehr erstaunet. „Die Feyer hat mich hintergangen, sagete sie; ich glaubete, mein Sohn würde der gelehrteste unter allen Prinzen werden, weil ich gewünschet, daß es ihm in allem gelingen möchte, was er nur würde unternehmen wollen.“

Sie befragete sich bey der Feyer dieserwegen, welche zu ihr sagete: „Madame, Sie hätten Ihrem Sohne vielmehr guten Willen, als Geschicklichkeiten, wünschen sollen; er will nur recht böshaft seyn; und es gelingt ihm darinnen, wie Sie sehen.“

Nachdem sie der Königin diese Worte gesaget hatte, so wandte sie ihr den Rücken zu. Diese arme Prinzessin gieng sehr niedergeschlagen wieder nach ihrem Pallaste. Sie wollte auf Glückhaften schmäh-

len,

len, damit er es besser machen möchte: allein, anstatt daß er ihr hätte versprechen sollen, er wollte sich bessern, so sagete er vielmehr zu ihr, er wollte sich zu Tode hungern, wenn man ihn verdrüsslich machte. Die Königin erschrock hierüber, nahm ihn auf ihren Schooß, küßete ihn, gab ihm Zuckerwerk und sagete zu ihm, er sollte in acht Tagen nicht lernen, wenn er nur, wie sonst, recht essen wollte.

Der Prinz Fatal war indessen ein rechtes Wunder der Wissenschaft und Sanftmuth. Er war es dergestalt gewohnt, widersprochen zu werden, daß er gar keinen Willen hatte, und sich nur befiß, Glückhaften Eigensinnigkeiten zuvor zu kommen. Dieses böse Kind aber, welches darüber ergrimmete, daß es ihn weit geschickter sah, als es selbst war, konnte ihn nicht leiden; und die Hofmeister schlugen, ihrem jungen Herrn zu gefallen, Fatalen alle Augenblicke. Endlich sagete dieser böse Prinz zu der Königin: er wollte Fatalen nicht mehr sehen; und er wollte nicht mehr essen, wenn man ihn nicht aus dem Pallaste jagete.

Fatal wurde also hinaus auf die Gasse gestoßen; und weil man sich fürchrete, man möchte dem Prinzen mißfallen, so wollte sich niemand seiner annehmen. Er brachte die Nacht unter einem Baume zu, und wäre fast erfroren; denn es war Winter, wobey er zu seinem Abendessen auch nur ein Stückchen Brodt hatte, welches man ihm zum Almosen gegeben. Den andern Morgen sagete er bey sich selbst: „Ich will nicht hier bleiben und müßig gehen, sondern ich will arbeiten, mein Brodt zu gewinnen, so lange bis ich groß genug bin und in den Krieg ziehen kann. Ich erinnere mich, daß ich in der Historie gelesen habe, wie oftmals aus schlechten Soldaten große Feldherren geworden.“

Magaz. I Theil.

F

worden:



„worden: vielleicht habe ich auch eben das Glück, wenn ich tugendhaft bin. Ich habe weder Vater, noch Mutter: aber Gott ist der Waisen Vater. Er hat mir eine Löwin zur Amme gegeben; er wird mich nicht verlassen.“

Nachdem Fatal dieses gefaget hatte, so stund er auf, und verrichtete sein Gebeth; denn er unterließ niemals, Morgens und Abends Gott anzurufen; und wenn er bethete, so hatte er hübsch die Augen niedergeschlagen, die Hände zusammen gefaltet, und drehr den Kopf nicht von einer Seite zur andern. Ein Bauersmann, welcher vorbey gieng, und Fatalen von ganzem Herzen zu Gotte bethen sah, sagete bey sich selbst: „Ich weiß gewiß, dieses Kind wird ein ehrlicher Junge seyn; ich hätte wohl Lust, ihn mitzunehmen, daß er meine Schafe hütete. Gott wird mich feinetwegen segnen.“

Der Bauersmann wartete, bis Fatal ausgebetet hatte, und sagete darauf zu ihm: „Kleiner Junge, willst du wohl meine Schafe hüten? Ich will dich ernähren und sonst für dich sorgen.“

„Das will ich wohl thun, antwortete Fatal, und ich will alle mir nur mögliche Mühe anwenden, daß ich euch gut diene.“

Dieser Bauersmann war ein reicher Pächter, welcher vieles Gesinde hatte, das ihn sehr oft bestoh. Seine Frau und seine Kinder bestohlen ihn auch. Alle sie Fatalen sahen, so waren sie sehr vergnügt. „Es ist nur noch ein Kind, sageten sie; er wird alles thun, was wir haben wollen.“ Eines Tages sagete die Frau zu ihm: „Mein lieber Sohn, mein Mann ist geizig, er giebt mir kein Geld, laß mich ein Schaf wegnehmen, und du kannst nur sagen, der Wolf hätte es gestohlen.“

„Mein

„Meine liebe Frau, gab ihr Fatal zur Antwort, ich wollte ihr von Grunde meines Herzens gern dienen: allein, ich wollte lieber sterben, als eine Lüge sagen und einen Diebstahl begehen.“

„Du bist ein Narr, sagete die Frau zu ihm; wer wird es denn wissen, was du gethan hast?“

„Gott wird es wissen, meine liebe Frau, erwiederte ihr Fatal. Er sieht alles, was wir thun, und strafet die Lügner und Diebe.“

Als die Pächterinn diese Worte hörte, so fiel sie über ihn her, gab ihm Maulschellen, und riß ihm die Haare aus. Fatal weinete; und da ihn der Pächter geböhret hatte, so fragete er seine Ehefrau: warum sie den Jungen schläge?

„Wahrhaftig, sagete sie, er ist so gefräßig; ich habe gegeben, daß er diesen Morgen einen Topf Sahne ausgefressen, den ich zu Markte tragen wollte.“

„Pfui, das ist garstig, sagete der Pächter, wenn man so gefräßig ist.“ Er rief auch sogleich einen Knecht und befahl ihm, er sollte Fatalen deswegen auspeitschen. Der arme Knabe mochte sagen, was er wollte, er hätte die Sahne nicht gegessen, so glaubete man der Frau doch mehr, als ihm.

Nach diesem gieng er mit seinen Schafen auf das Feld, und die Pächterinn sagete zu ihm: „Nun, willst du mir jetzt ein Schaf geben? — Das würde ich sehr ungern thun, sagete Fatal. Sie kann alles, was Sie will, wider mich vornehmen: Sie wird mich aber nicht verbinden, daß ich lüge.“

Dieses böse Weib vermochte aus Rache alles andere Gesinde im Hause, daß es Fatalen lauter Herzeleid anthat. Er blieb Tag und Nacht auf dem Felde; und anstatt daß sie ihm solche Kost, wie den andern



Knechten, hätte geben sollen, schickete sie ihm nur Wasser und Brodt; und wenn er vom Felde kam, so beschuldigte sie ihn alles Unglückes, welches im Hause geschah. Er brachte bey diesem Pächter ein Jahr zu; und ob er gleich auf der Erde schlief, und so schlecht ernähret wurde, so wurde er doch so stark, daß man glaubete, er wäre funfzehn Jahre alt, ob er gleich nur erst dreyzehn war. Ueber dieses war er so geduldig geworden, daß es ihn nicht mehr verdroß, wenn man ohne Schuld und Ursache auf ihn schmähetete.

Eines Tages, da er in dem Gute war, hörte er sagen, ein benachbarter König hätte einen großen Krieg. Er forderte von seinem Herrn den Abschied, und lief zu Fuße nach dem Königreiche, wo er Soldat werden wollte. Er gab sich bey einem Hauptmann an, welcher ein vornehmer Herr war, in seinen Sitten aber einem Sänftenträger gleich; so wild und ungezogen war er. Er fluchete, er prügelte seine Soldaten, er stahl ihnen die Hälfte von dem Gelde, welches ihnen der König zu ihrem Solde und zu ihrer Mondirung gab; und unter diesem bösen Hauptmann war Fatal noch unglücklicher, als bey dem Pächter. Er hatte sich auf zehn Jahre angegeben; und ob er gleich die größte Anzahl seiner Spießgesellen weglaufen sah, so wollte er doch niemals ihrem Beyspiele folgen. Denn er sagte: „Ich habe Handgeld genommen, zehn Jahre zu dienen; ich würde den König bestehlen, wenn ich nicht mein Wort hielte.“

Obgleich der Hauptmann ein böser Mann war, und Fatalen eben so übel mitspiellete, als andern; konnte er sich doch nicht enthalten, ihn hoch zu schätzen; weil er sah, daß er stets seine Pflicht that. Er gab ihm Geld, damit er für ihn einkaufete und seine

Sachen

Sachen besorgete. Fatal hatte den Schlüssel zu seinem Zimmer, wenn er aufs Land gieng oder bey seinen Freunden spielte. Dieser Hauptmann war kein Liebhaber vom Lesen; er hatte aber eine große Bibliothek, damit diejenigen, welche zu ihm kämen, glauben möchten, er wäre ein Mensch, der Verstand hätte. Denn in diesem Lande dachte man, ein Officier, welcher nicht die Historie läse, wäre nur ein thörichter und unwissender Mensch. Wenn Fatal seine Soldatendienste gethan hatte, so gieng er nicht weg, mit seinen Kameraden zu saufen und zu spielen, sondern er schloß sich in seines Hauptmannes Stube ein, und bemühetete sich, sein Handwerk zu lernen, indem er das Leben großer Männer las, wodurch er tüchtig wurde, ein Heer zu führen.

Er war schon sieben Jahre lang Soldat gewesen, als er in den Krieg zog. Sein Hauptmann nahm sechs Mann mit sich, ein kleines Gehölz zu durchsuchen. Als er in diesem kleinen Holze war, so sageten diese Soldaten ganz sacht zu einander, wir wollen diesen bösen Menschen erschlagen, welcher uns so prügelt, und uns unser Brodt stiehlt. Fatal sagete zu ihnen, man müste eine so böse That nicht thun. Sie wollten aber nicht darauf hören, sondern sageten zu ihm, sie wollten ihn zugleich mit dem Hauptmann umbringen, und legeten alle fünfe die Hand an den Degen. Fatal stellte sich an die Seite seines Hauptmannes und focht mit solcher Tapferkeit, daß er allein viere von diesen Soldaten erlegete.

Als sein Hauptmann sah, daß er ihm das Leben zu danken hatte, so bath er ihn wegen alles des Uebels, das er ihm zugefüget hatte, um Verzeihung; und nachdem er dem Könige dasjenige erzählt hatte,

was ihm begegnet war, so wurde Fatal zum Hauptmann gemacht, und der König gab ihm ein großes Jahrgeld. O wahrhaftig, seine Soldaten würden Fatalen gewiß nicht haben tödten wollen; denn er liebete sie wie seine Kinder. Er stahl ihnen gar nicht dasjenige, was ihnen zugehörte, sondern gab ihnen vielmehr noch von seinem eigenen Gelde, wenn sie ihn Pflicht thaten. Er trug Sorge für sie, wenn sie verwundet waren, und schalt sie niemals, bloß weil er nur übel aufgeräumt war.

Indessen lieferte man eine große Schlacht; und derjenige, welcher das Heer anführte, geblieben war, so nahmen alle Officier und Soldaten die Klucht. Fatal aber rief laut, er wollte lieber mit den Waffen in der Hand sterben, als wie ein Verzageter fliehen. Seine Soldaten riefen ihm zu, sie wollten ihn nicht verlassen. Ihr gutes Beispiel beschämerte die andern. Sie stellten sich wieder um Fatalen her und fochten so tapfer, daß sie den Sohn des feindlichen Königs gefangen bekamen.

Der König war sehr vergnügt, als er erfuhr, daß er die Schlacht gewonnen hatte, und sagte zu Fatalen, er machte ihn zum obersten Feldhauptmann über alle seine Kriegesheere. Er stellte ihn darauf der Königin und der Prinzessin, seiner Tochter, vor, welchen er die Hand küßete. Als Fatal die Prinzessin sah, so blieb er unbeweglich. Sie war so schön, daß er wie ein Narr in sie verliebt wurde; und nunmehr war er recht unglücklich; denn er dachte, ein Mensch, wie er, wäre nicht gemacht, eine große Prinzessin zu heurathen. Er entschloß sich also, seine Liebe sorgfältig zu verhehlen, und stund alle Tage die größten Martern deswegens aus.

Es

Es wurde aber noch ärger, als er erfuhr, daß Glückhaft, der ein Bildniß von der Prinzessin, welche Huldreich hieß, gesehen hatte, in sie verliebt geworden und eine Gesandtschaft abschickete, sie zur Gemahlinn zu verlangen. Fatal wollte vor Bekümmerniß darüber fast sterben. Die Prinzessin Huldreich aber, welche wußte, daß Glückhaft ein verzagter und boshafter Prinz war, bath den König, ihren Vater, so sehr, er möchte sie nicht zwingen, sich mit ihm zu vermählen, daß man dem Gesandten antwortete, die Prinzessin wollte sich noch nicht verheurathen.

Glückhaft, dem es noch beständig nach seinem Willen gegangen, gerieth in Grimm darüber, als man ihm die Antwort der Prinzessin überbrachte: und sein Vater, welcher ihm nichts abschlagen konnte, kündigte dem Vater der Huldreich den Krieg deswegen an. Dieser beunruhigte sich darüber eben nicht sehr. „Denn, sagte er, so lange ich Fatalen an der Spitze meines Heeres habe, so befürchte ich nicht, daß ich geschlagen werde.“ Er ließ also seinen Heerführer hohlen, und sagte zu ihm, er sollte sich zum Kriege rüsten. Allein, Fatal warf sich ihm zu Füßen, und sagte, er wäre in dem Königreiche des Vaters des Prinzen Glückhaft geboren und könnte also nicht wider seinen König zu Felde gehen. Der Vater der Prinzessin Huldreich gerieth darüber sehr in Zorn, und sagte zu Fatalen, er wollte ihn hinstellen lassen, wofern er sich weigerte, ihm zu gehorchen; hingegen sollte er seine Tochter zur Gemahlinn haben, wenn er den Sieg über Glückhaften davon trüge.

Der arme Fatal, welcher die Prinzessin Huldreich über die maßen liebete, kam in große Versuchung:



hung: endlich aber entschloß er sich doch, er wollte seine Pflicht thun, ohne dem Könige etwas zu sagen. Er gieng von Hofe und verließ allen Reichthum. Indessen hatte sich Glückhaft an die Spitze seines Heeres gestellet, und wollte in den Krieg ziehen. Nach einem Verlaufe von vier Tagen aber wurde er krank; denn er war sehr zärtlich und hatte niemals einige Leibesübungen vornehmen wollen. Hitze und Kälte machten ihn krank. Inzwischen sagete der Gesandte, welcher sich bey ihm beliebt machen wollte, zu ihm, er hätte an dem Hofe des Vaters der Prinzessin Huldreich den kleinen Jungen gesehen, den er aus seinem Pallaste weggejaget, und man sagete, der Vater der Prinzessin Huldreich hätte ihm seine Tochter zur Gemahlinn versprochen. Glückhaft gerieth über diese Zeitung in Zorn, und gieng, so bald er nur wieder gesund war, ab, um diesen Herrn vom Throne zu stoßen; er versprach auch demjenigen eine große Summe Geldes, welcher ihm Fatalen einliefern würde. Glückhaft erhielt viele Siege, ob er gleich nicht selbst focht; denn er fürchtete sich, er möchte erschlagen werden. Endlich belagerte er die Hauptstadt seines Feindes, und entschloß sich, solche zu bestürmen. Den Abend vor dem dazu angesetzten Tage brachten man ihm Fatalen mit starken Ketten gefesselt; denn es hatten sich eine große Anzahl Personen auf den Weg gemacht, ihn zu suchen. Glückhaft, welcher erstarrt war, daß er sich rächen konnte, entschloß sich, Fatalen im Angesichte der Feinde den Kopf abschlagen zu lassen, bevor er die Stadt stürmete. Er gab auch an eben dem Tage seinen Kriegesbefehlshabern ein großes Mahl, weil er seinen Geburtstag begieng und gerade fünf und zwanzig Jahre alt war.

Als die Soldaten in der Stadt erfuhren, daß Fatal gefangen wäre, und daß man ihm in einer Stunde den Kopf abschlagen wollte, so entschlossen sie sich, entweder zu sterben, oder ihn zu retten. Denn sie erinnerten sich des vielen Guten, das er ihnen gethan hatte, da er Heerführer gewesen. Sie batthen also den König um Erlaubniß, daß sie einen Ausfall thun dürften; und dieses Mal siegeten sie. Glückhasts Geschenk hatte aufgehört, und er wurde getödtet, da er entfliehen wollte. Die siegreichen Soldaten eileten hinzu, Fatalen die Ketten abzunehmen; und in dem Augenblicke sah man zween vom Lichte glänzende Wagen in der Luft erscheinen. In dem einen von diesen Wagen saß die Feyer, und in dem andern waren Fatal als Aeltern, aber schlafend. Sie wacheten nicht eher auf, als in dem Augenblicke, da ihre Wagen die Erde berührten, und erstauneten sehr, daß sie sich mitten in einem Kriegesheere sahen.

Die Feyer wandte sich darauf zu der Königin und stellte ihr Fatalen vor. Madame, sagete sie zu ihr, erkennen Sie in diesem Helden Ihren ältesten Sohn. Die Widerwärtigkeiten, die er erfahren hat, haben die Fehler seiner Gemüthsart gebessert, welche heftig und hitzig war. Glückhaft hingegen, welcher mit guten Anlagen geboren war, ist durch die Schmeicheley gänzlich verderbt worden, und Gott hat nicht erlaubt, daß er länger lebete, weil er alle Tage böshafter geworden wäre. Er ist erschlagen worden. Damit Sie sich aber wegen seines Todes trösten, so sollen Sie wissen, daß er im Begriffe war, seinen Vater vom Throne zu stoßen, weil es ihm zu lange währte, ehe er König würde.



Der König und die Königin waren sehr erstaunt und unarmeten Fatalen mit gutem Herzen, von wo sie sehr vortheilhaft hatten reden hören. Die Prinzessin Huldreich und ihr Vater vernahmten als Begebenheit mit Freuden, welcher sich mit der Prinzessin Huldreich vermählte, und mit ihr lange vollkommen glücklich und sehr tugendhaft lebte.

Frl. Charlotte, mit einem Seufzer.

Ach! wie vergnügt bin ich, daß ich den armen Fatal geruhig sehe! Ich habe beständig gefürchtet, daß böse Glückhaft möchte ihm den Kopf abhauen lassen.

Madem. Gut.

Ich wette, es ist keine einzige hier unter meinen Fräulein, der es nicht lieb seyn wird, daß Glückhaft geädtert worden.

Fräul. Maria.

Ich bin recht vergnügt darüber. Denn wenn nicht todt wäre, so würde er stets gesucht haben, in dem Bruder Böses zuzufügen.

Jgfr. Niefchen.

Glückhaft hatte nicht Schuld, daß er so böse war, sondern sein Papa und seine Mama; warum hat sie ihn so übel erzogen?

Madem. Gut.

Sie haben Recht, mein Schatz. Mich dünkt, wenn ich wie die Frey gewesen wäre, ich würde die thörichte Mutter wacker gestrafet haben, die ihm das Kerwerk gegeben, damit sie ihn nur besänftigete. Allein, meine lieben Kinder, wir müssen noch eine Betrachtung anstellen. Sie haben alle zusammen Fatalen lieb und sind Glückhaften nicht gut. Sie wollen wohl, bilden Sie sich ein, daß alle Menschen eben so gesinnet sind. Sie lieben die Frommen, und es geht ihnen

ihnen nahe, wenn solchen etwas Böses begegnet. Wenn einem rechtschaffenen Manne ein Unglück zustößt, so ist jedermann betrübt, auch selbst diejenigen, die ihn nicht besonders kennen. Behalten Sie das wohl, meine Kinder. Sie sind von vornehmerm Stande; Sie sind reich. Dieß wird es nicht machen, daß man Sie lieben und hochachten wird; sondern Ihre Tugend wird es thun. Wozu dienet es mir, daß Sie reich sind, wenn Sie alle Ihr Geld für sich behalten; wenn Sie die Handwerksleute nicht bezahlen, die für Sie arbeiten; wenn Sie die Armen verhungern lassen? Sie sehen wohl, daß Ihr Reichthum Sie nicht liebenswürdig macht. Vielmehr sagen diejenigen, die Sie sehen, allemal, wenn Sie sich weigern, den Armen beyzustehen, bey sich selbst: o die böse Frau! es ist Jammer und Schade, daß sie so reich ist; und es würde besser seyn, wenn die oder die Frau alle ihr Geld hätte; denn sie ist sehr mildthätig. Behalten Sie das, Fräulein Charlotte. Wenn Sie fortfahren, böse zu seyn, so wird man Sie verachten, so wird man Sie hassen, ob Sie gleich eine vornehme Dame sind.

Frl. Charlotte.

Ach, meine liebe Gut, das ist wohl wahr. Meine Hofmeisterinn, mein Mägden, mein Papa, meine Mama, meine Schwestern und so gar die Küchenmenschen, niemand kann mich leiden. Aber Sie wissen, ich will mich bessern.

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz, ich hoffe es; und wenn Sie das Herz haben, meinen Rathschlägen zu folgen, so werden wir schon mit Ihrer Besserung zu Stande kommen.

Frl.